

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 12 (1932-1933)
Heft: 2

Rubrik: Lese-Proben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lese-Proben

Gustav Renker: Das verlorene Tal.

(Ein an Naturschilderung, Stimmung und spannender Handlung gleich reicher Roman — „Ein Roman von Jagd und Liebe“ nennt er sich —. Die nur auf den Privatnutzen gerichtete Erwerbslust bricht in der Person des Hans Ableggen in ein stilles Bergtal ein, vergiftet das Verhältnis zwischen Mann und Frau, droht ein ganzes Dorf um die Voraussetzungen seines Daseins: um sein Wasser und seinen Schutzwald zu bringen. Als Nebenthema die Sehnsucht nach Weite und Welt und die jeelische und leibliche Verwurzelung doch nur im Boden der Heimat; der Großstädter ist heimatlos. — Das Buch ist soeben in dritten Auflage bei Reinhardt in Basel erschienen. D.)

„Der dort“, sie wies mit der Hand gegen den Fußboden, „ist nicht etwa schlecht und wüst. Er ist nur einer von vielen, vielen! Verstehst du mich, mein lieber Josi? Er gilt als reizender, flotter, umgänglicher Mensch und ist stets bemüht, diesen Ehrentitel zu erhalten. Menschen, die, wie man sagt, liebe Kerle sind, müssen das Ihrige getan haben, sich den Ruf zu erwerben. Hast du das jemals bei René gesehen? Er nimmt die Peitsche in die Hand, wenn er der Bestie Mensch gegenübersteht! Das lernt man draußen, begreifst du? Lernt das Leben hart anpacken, weil man selbst hart angepackt wird. René kann allein sein — oben in der Luft am Steuer seiner Flugmaschine oder im Urwald, in der Wüste, meinetwegen auch in der Millionenstadt. Die Menschen der Enge wissen nichts von der Größe der Einsamkeit“.

„Ich bin ja so dumm!“ Josi nahm ihre Hand. „Ich verstehe die Hälfte nicht. Aber eines nur: bist du gar so unglücklich mit Ableggen, auch wenn du nicht an René denken würdest?“

„Selbst dann!“ sagte sie traurig. „Er kann rücksichtslos sein in seinem Zwang, mich der Vielheit anzugliedern. Er ist ein Erwerbsmensch, und ich werde Arbeitstier wie er selbst. Da gibt's nur eine Straße, die heißt Geldverdienen, und alles andere wird ausgeschaltet. Alles Große und Schöne, von dem ein Mädchen schließlich träumt. Er zwingt mich in die Masse hinein — das ist alles! Ich aber habe Flügel rauschen hören und habe ein Tor zwischen engen Felsältern gesehen. Ich kann nicht, ich kann nicht!“ rief sie aus.

Es regnete Ostern ein. Tag für Tag, die ganze Karwoche durch, beharrliches, nein fast behagliches Tremolo auf Dach, Weg, Wald und Feld. Als René's Wagen von der gepflegten Schloßstraße in den „Boulevard de Jfenstuh“, wie Yvonne einmal gesagt hatte, einbog, wurde der schwere Achtzylinder zu einer wogenschneidenden Fregatte. Rechts und links spritzten Fontänen auf, gischeten schlamm-schleudernd an die Hausmauern.

Die Berge waren bis tief zu den Sockeln herab verhüllt, aber aus dem zerzupften, leise wandernden Grau pochten zeitweilig dumpfe Paukenwirbel in das düstere Unisono der Tropfenschläge. Im Graben riß der Regen den Schnee auf, untergrub seine Bindung, zwang die Grundlawinen zur Talfahrt.

Das freute René, denn wenn es nun nach den Ostertagen endlich einmal schön wurde, wenn der Frühling dem Urhahn das Liebesfieber durch die Adern jagte, dann war wenigstens auch die Lawinengefahr gebannt. Auf dem Lärchbühl, einer Erhebung östlich des Werigwaldes, balzte ein Uralter. Das war Yvonne's Hahn, für ihre Kugel bestimmt. Aber der Weg zu ihm führte über drei böse Lauengassen, und davor hatte René bisher stets gebangt. Jetzt hämmerte der Regen den Schnee morsch, im Graben brüllte der weiße Tod.

„Herr Ableggen“, rief er laut. „Euer Brunnen ist das Wasser vom heiligen Wald. Ihr habt unser Blut abgezapft, um daraus Fränklein zu prägen. Wir alle wollen gerne glauben, daß Ihr's nicht gewußt habt. Bösmeynend seid Ihr nicht gewesen. Aber es ist nun einmal so, Hans Ableggen, und nicht anders! Euer Wasser ist der Quell, der den heiligen Wald feuchtet, daß er leben mag

und Unterbergen vor den Lauen schützt. Ihr wollt hier den Heilbrunnen für fremde Leut' eröffnen. Wär sonst recht, nichts dawider zu sagen — kommt Geld ins Tal, und wir alle haben's nötig. Aber", ein unerbittliches Lächeln ging über seine scharfen Züge, „wird nicht gehen, mein' schier, ist unmöglich“. Er hieb mit der Faust gegen den Hebel, daß er klirrend umsprang. Das war dieselbe Handlung, die Ableggen mit viel Feierlichkeit und nach großer Ansprache hatte begehen wollen. Der Riegel war umgelegt, aber im Brunnenhäuschen blieb es still. Wieder lächelte Boß. „In Unterbergen rauscht der Dorfbrunnen, und die heiligen Bäume trinken. Im Eisental sitzen zwanzig Männer und hüten den Quell, damit er so fließe, wie ihm Gottvater den Weg gewiesen hat. Und so hab' ich geschlossen und bitt' um Vergebung, daß wir so grob gekommen sind.“

Fridolin Hofer: Festlicher Alltag.

(Fridolin Hofer: Neue Gedichte. Verlegt bei Eugen Haag, Luzern.)

Die Fabrikstadt.

Immer nach Raum, nach Raum
brüllt das brandende Meer der Stadt,
fressend, ein Nimmersatt,
weit im Bogen den grünen Boden und Baum.

Immer weiter ins Land
wälzt sich der Rauch unzähliger Schote,
züngelt der Essen Brand
und heulen Sirenen die ohrenbetäubende Note.

Mietkasernen und Fabriken
begegnen prozig verlogenen Palästen
mit bösen Blicken,
derweilen Kino und Überbrettel
marktjchreierisch laden zu Festen:

„Herein, ihr Menschenklaven, herein
ihr alle, die ihr heute noch schuftet um einen Bettel,
Kopf hoch! Verheißend dröhnt der Stunde Schlag;
Wir zeigen euch den kommenden Tag,
der freudeprühend sein wird wie gärender Wein.
Herein, herein!“

Noch hallt der Loderuf des Ringeltangels mit seinem Quart
mir nach im Ohr,
da täuscht auch schon im kranken Grün der Park
ein Stück Natur dem Auge vor:

Spuckgestalten
in dürftigem Blätterkleid,
Die nackend die Arme gen Himmel halten
in verkümmern dem Leid,
Entwurzelte, der freien Flur entsprossen,
des Menschen dieser Stadt Schicksalsgenossen.

Alter Bergler.

Siebzig Jahre in den Sielen!
Grau, verwittert wie ein Block,
stützt er seine Hand voll Schwielen
zitternd auf den Knotenstock.

Und so trippelt er behende
kurzen Schrittes wie ein Kind
nach dem freien Feldgelände,
wo der Roggen wellt im Wind.

Zärtlich greift er nach den Ahren,
flimmernd in der Sonne Brand,
läßt verträumt die Körnerschweren
gleiten durch die welke Hand . . .

Und des Alten Augen staunen,
sich verlierend welthhin weit.
Stille! Und nun leis ein Raunen:
„Herr, auch ich — ich bin bereit!“

Aus Zeit und Streit

Dies und Das.

Ein Engländer schreibt . . .

„Finanzwirtschaftlich gesehen, würde ein unverklausulierter Eroberungsfriede weniger Schaden angerichtet haben, als ein Vertrag, der Eroberungsabsichten leugnet, aber dem Sieger die Mittel in die Hand gibt, das besiegte Volk unter dem Vorwand der Reparationseintreibung für unbestimmt lange Zeit niederzuhalten.“

(Paul Einzig in „Behind the Scenes of International Finance“.)

Das hat auch Niemand anders erwartet!

Im bundesrätlichen Bericht über die zwölfte Völkerbundsversammlung lesen wir im Abschnitt „Studienkommission für Europäische Union“:

„Deutschland und Italien empfahlen, übrigens mit der Unterstützung Großbritanniens, man solle sich der russischen Mitarbeit versichern; sie beriefen sich auf den Grundsatz der Universalität und hoben insbesondere die Gefahr der Herausbeschwörung von Rivalitäten zwischen Staatengruppen hervor . . . Herr Briand gab zu, daß die Kommission auf Grund der Resolution der Versammlung befugt sei, mit europäischen Nichtmitgliedstaaten des Völkerbundes in Verbindung zu treten; sie jedoch als ordentliche Mitglieder der Kommission aufzunehmen, bedeute einen Schritt wei-

ter, der nach seiner Ansicht nicht wohl getan werden könne . . . Herr Motta unterstützte die Auffassung des französischen Delegierten . . .“

Allmählich . . .

„Die japanischen Verschleppungsmanöver wirken allmählich (!) wie eine offene Verhöhnung des Völkerbundes“. — Die NZZ., die diesen Satz schreibt, wirkt allmählich wie eine offene Verhöhnung des gesunden Menschenverstandes.

Nie um eine Ausflucht verlegen.

„Frankreichs Widerstand gegen die qualitative Abrüstung hat seine guten Gründe . . . Einer dieser Gründe, und nicht der mindeste, ist in der Verschiedenheit des französischen und des Deutschland auferlegten Wehrsystems zu erblicken. Eine Berufsarmee, wie sie Deutschland aufgenötigt wurde, gilt als das für offensive Zwecke weit günstigere Instrument, als eine alle Wehrfähigen umfassende Armee, wie sie Frankreich besitzt“ (NZZ.). — Das ist zweifellos der Gipfelpunkt staatsmännischer Weisheit: dem besiegten Gegner eine Art Wehrhaftigkeit aufzuzwingen, die einem selbst zwingt, bis zum äußersten gerüstet zu sein!

Neues über Gotthelf.

„Die zeitgenössische Wirkung des schriftstellernden Pfarrers im Berner Land (Biziüs war sein Name) war groß und tief: der Königin Luise kamen Tränen über „Uli der Knecht“, Madame de Staël begeisterte sich für ihn, in England hatte er Bewunderer, darunter Carlyle“.

Diesen Satz kann man in der Literaturbeilage der „Kölnischen Zeitung“ vom 31. Januar 1932 lesen; sein Verfasser ist ein Schweizer.

Die Mitteilungen über „Uli der Knecht“ sind ergänzungsbedürftig: Katharina von Bora äußerte bei seinem